

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Mittwoch, 17. März

1926.

Schellbruch.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Der Schwager war gerade dabei, sich eine Zigarre anzuzünden. Er unterbrach seine Handlung, so daß er sich beinahe die Finger verbrannte. Ein Lächeln flog über sein volles Gesicht.

„Also daher der Besuch“, sagte er.

„Nun ja . . . nun ja.“ Der junge Mann sah verlegen vor sich hin.

„Wenn du Hans Geld leihst, erzürnst du meinen Vater“, bemerkte die junge Frau erregt.

„Aber wir können Hans wohl nicht gut in einer wichtigen Angelegenheit im Stich lassen, Erna“, lautete die Antwort. „Vater wird böse — er wird auch wieder gut.“

„Das sag' ich auch!“ rief Hans Witt erleichtert. Der Schwager kam ihm über alle Maßen nobel vor.

Frau Werkentin ging mit rotem Kopf hinaus.

Als dann die beiden Schwäger in das behagliche Rauchzimmer des Hausherrn getreten waren, sagte dieser: „Also Geld willst du haben. Wieviel denn?“

„Fünftausend Mark. Und wenn es nicht langt, noch mehr.“

Werkentin lachte.

„Du bist ja gar nicht bange. Aber nun wollen wir ganz ernsthaft reden, Hans. Das tue ich in Geldsachen immer, und ich rate dir, es ebenso zu machen, wenn du selbständig bist. Fünftausend Mark! . . . Welche Bürgschaften gibst du mir?“

„Mein Erbe“, entgegnete der junge Mann prompt.

Werkentin nickte zustimmend.

„Die Bürgschaft genügt mir, Hans, denn du hast, wie ich weiß, dereinst noch einiges mehr zu erwarten.“ Er kramte in seinem Schreibtisch. „Wir wollen das schriftlich machen, das nimmst du mir wohl nicht übel.“

Nein, damit war Hans Witt ganz einverstanden. Er unterschrieb eine entsprechend abgefaßte Erklärung und erhielt eine Anweisung über fünftausend Mark auf die Volksbank.

Die Stunden bis zur Rückreise verliefen nicht gerade angenehm, denn die junge Frau, die aus dem vergnügten Benehmen ihres Bruders ihre Schlüsse zog, verhielt sich kühl.

Hans Witt ließ bei der Volksbank die fünftausend Mark auf seinen Namen überschreiben und fühlte sich ganz als Kapitalist. Und nun geschah etwas Unglaubliches.

Schräg gegenüber von dem väterlichen Hause, an einer Ecke, stand ein Laden leer, in dem vor einiger Zeit ein Nähmaschinenhändler Konkurs gemacht hatte. Es heftete sich eine Art Aberglauben an dieses Lokal; keiner getraute sich recht, es zu mieten. Auffallend war, daß im Laufe weniger Jahre ein Konfitürengeschäft, eine Manufakturwarenhandlung, ein Pelzwarengeschäft und zuletzt eine Nähmaschinenhandlung wegen Mangels an Kundschaft die Pforten hatten schließen müssen; um so erfreuter war der Hauswirt, als Hans Witt, der Sohn eines zahlungsfähigen Vaters, bei ihm erschien und erklärte, er würde den Laden mieten, wenn er ihm billig überlassen würde.

Das Ereignis sprach sich im Handumdrehen um. Auch Bäckermeister Witt hörte am selben Tage davon, und er meinte, der Schlag müsse ihn rühren. Wie, der ungehorsame Sohn setzte sich ihm — aus Trotz und Hohn natürlich — sozusagen auf die Nase, um ihm die Galle ins Blut zu treiben und ihn bald auf den Kirchhof zu bringen? . . .

„Ich verstoße, ich enterbe ihn!“ donnerte er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Es wurde also umgebaut.

Eines Tages stand dann auf einem funkelnagelneuen Schild zu lesen: Hans Witt, Bäckerei.

Und nun zeigte sich eine andere weit größere Überraschung, nicht nur für Meister Witt, sondern für die ganze Stadt: das neueröffnete Geschäft ging. Gab es auch wohl einen gefälligeren Bäcker als Hans Witt? . . . Wie er es möglich machte, schon vom frühen Morgen an im Laden zu stehen und zu verkaufen, nachdem er mit einem älteren Gesellen die ganze Nacht gebacken hatte, das blieb sein Geheimnis. Die Schwester seines Freundes Steffens kam täglich um die Mittagszeit, um den jungen Meister abzulösen. Dieser schlief dann ein paar Stunden, besuchte seine Braut, ging mit ihr spazieren und ließ sich dann hier und da mal sehen, um neue Kundschaft zu werben, was ihm auch, da er niemals aufdringlich war, fast immer gelang. Jedenfalls wurde er mit berücksichtigt, und das war ihm vorläufig genug.

VIII.

Um diese Zeit war es, daß Schellbruch eines Tages zu seiner älteren Tochter sagte, er möchte wohl der Nachfolger des alten Nachwächters Hannemann werden. Hannemann, der — mit noch drei anderen Wächtern — über dreißig Jahre lang Nacht für Nacht den Schlaf von zehntausend Menschen beschützt hatte, war untätig geworden; um seinen freiverdenden Posten meldesten sich viele.

Lisbeth Schellbruch war über diese Absicht des Vaters bestrebt.

„Warum willst du das, Vater? . . . Offen gestanden, das läßt sich gar nicht gern.“

„Das ist doch keine Schande!“

„Gewiß nicht, Vater. Ich dachte nur an deine Gesundheit. Du bist nicht mehr der Jüngste. Und nötig hast du es doch eigentlich auch nicht.“

Schellbruch schwieg eine Weile.

„Nein, habe ich es nicht nötig? . . .“ fragte er dann abwägend. „Wenn du und Hermine verheiratet seid, muß ich mich ganz allein ernähren. Traurig genug, daß ich es bis jetzt nicht selbst konnte. Ich muß dann eine Haushälterin haben, das siehst du doch wohl ein. Und dann — ob ich nachts wachliege oder draußen Wächterdienste versehen, das kommt auf eins heraus.“

„Wachliegen? . . . Schläfst du denn schlecht, Vater?“

„Schlafen? . . . Ich schlafe keine Nacht, mein Kind.“

„Aber Vater!“ Das junge Mädchen war auf ihn zugetreten, in ihren Augen stand tiefste Sorge. „Davon

hast du ja noch nie etwas gesagt. Wollen wir nicht mal mit einem Arzt sprechen?"

"Nein..." Schellbruch wandte sich ab. Und er blieb auf seiner Absicht bestehen, als späterhin Haas Witt und Hermine versuchten, ihn davon abzubringen. Als dann am Abend dieses Tages Grünau kam — er kam, wie der junge Bäckermeister, fast jeden Tag, obwohl die Verlobung mit Hermine noch nicht offiziell war —, wandte sich Schellbruch an diesen. Zögernd, schier widerwillig, aber er tat es.

Grünau zählte vielleicht dreißig Jahre. Man sah ihm den langegebienten Soldaten auf jede Entfernung an.

Als nun sein zukünftiger Schwiegervater sich an ihn wandte — es war das erste Mal überhaupt —, war er sichtlich überrascht.

"Gewiß, ich werde morgen mit dem Polizeimeister darüber sprechen", sagte er. "Ich selbst könnte und möchte in dieser Sache nichts tun."

Ein scheuer Blick streifte ihn.

"Warum nicht?"

Grünau lächelte.

"Würden da die Leute nicht sagen, ich hätte mich für meinen zukünftigen Schwiegervater verwandt? ... Denn soviel ich mich erinnere, sind zwölf Bewerber um den Posten aufgetreten."

Schellbruch ließ den Kopf sinken.

"Dann muß ich die Sache wohl schriftlich erledigen? ... Ja, ja, ich werde das schriftlich machen", wiederholte er voll Hast und stolperte hinaus.

Er reichte ein Gefäß ein und legte in der Folge eine Nervosität an den Tag, die seine Umgebung sich nicht erklären konnten. Eines Vormittags kam Bescheid, er möchte aufs Rathaus kommen. Er wurde vollkommen grau im Gesicht. Langsam säuberte er sich, zog sich um und ging. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, war er nicht wiederzuerkennen. In seinen sonst so müden Augen stand ein Glanz. Er ergriff die Hand seiner freudig bewegten Tochter und hielt sie fest.

"Siehst du, Lisbeth, das wollte ich ja eigentlich nur", brachte er heraus. "Ich kam mir so klein vor in letzter Zeit ... Ich kann euch gar nichts geben ... Auf irgendeine Weise mußte ich euch und den Menschen aber zeigen, daß ich euer würdig bin. ... Wenn man sich nämlich um einen Dienst bei der Stadt bewirbt, dann muß man unbescholten sein, muß du wissen. Sie forschen da ganz genau nach, und wenn die Papiere nicht ganz sauber sind, kann der Bewerber auf nichts rechnen, das weiß ich von Johannes Flett, der auch mal Nachtwächter werden wollte, es aber nicht wurde, weil er viele Jahre vorher drei Tage gefesselt hatte. Und das bloß wegen einer Schlägerei! ... Und nun hat mir Grünau eben gesagt, daß ich es werde. Meine Papiere sind also in Ordnung. Mag Bäcker Witt auch auf mich herabschauen — ich fühle das nicht mehr so, weil alle Welt weiß, daß ich meinen guten Ruf habe." Er war ans Fenster seiner Werkstatt getreten, wo die Flasche mit Krimmel stand, und nahm eine kleine Stärkung.

"Was du dir auch für Gedanken machst, Vater" sagte das junge Mädchen, selbst amüsiert. "Kein Mensch würde dir etwas Schlechtes zutrauen."

Er sah grübelnd vor sich hin.

"Meinst du? ... Kann ja sein, denn ich habe noch keinem Menschen etwas weggenommen, keinen betrogen, und an diesen Händen" — er erhob sie und betrachtete sie eingehend, fest gespannt — "an diesen Händen klebt kein Blut."

"Vater, was sprichst du bloß!"

"Naß nur, Kind. Es ist die Freude. Man muß sich doch mal freuen können. Und nun stehe ich fadenlos da, und morgen bekomme ich die amtliche Mitteilung."

Drei Tage später machte er sich zum ersten Male für seinen Nachtdienst fertig. Er zog nur einen leichten Mantel an — denn die Nächte waren lind und weich, besetzte die Laterne an der Brust, zündete sie aber nicht an — denn die Nächte waren hell. So hell, daß man von der Mitte der Straße aus die Namen auf den Firmenschildern lesen konnte; in der Linden-Allee aber

wogte ein Duft, wie er im Tageslicht niemals spürbar war; so wenigstens schien es dem Wächter Schellbruch, zu dessen Revier diese schönste Straße der Stadt gehörte.

Das Leben in der kleinen Stadt ging weiter, die Menschen erörterten nicht mehr so eifrig wie zu Anfang den Zwist im Hause Witt; andere Ereignisse drängten sich heran. Schellbruch schien weniger niedergedrückt. Er versah seinen Wächterdienst mit großer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, und das Gefühl, eine Pflicht, ein Amt zu haben, wirkte auch auf ihn selbst zurück. Der Abstand zwischen dem angesehenen Bäckermeister Witt, dem Schwiegervater seiner Tochter, und ihm hatte sich, wie er nicht selten betonte, etwas verringert; dafür hatte seine Anstellung gesorgt. (Fortsetzung folgt.)

Was man schreiben soll.

Ich hatte eine wunderschöne Geschichte geschrieben. Die rührende Geschichte von der Liebe eines blondköpfigen Mädchens zu einem armen, aber edlen Jüngling, und ich las sie Fräulein Eva vor, zu der — im Vertrauen! — mein Herz in Leidenschaft entbrannt ist. Ich sprach mit edler Betonung und wehmütiger Stimmung. Im rechten Auge blinkte mir eine Träne, als ich den letzten Satz hauchte: „Engumschlungen schritten sie durch den blühenden Hain..."

Eva entzündete sich eine Zigarette, blies einen formvollendeten Rauchring und sagte bubitopfschüttelnd: „Diese Geschichte, mein Lieber, ist fossil. Niemand wird sie lesen. Sie ist zu unwahrscheinlich. Ein Mädchen mit blonden Zöpfen gibt es kaum noch, und von deinem edlen Jüngling will ich lieber schweigen. Und dann: Wer geht heute noch engumschlungen durch einen blühenden Hain? Du bist zu unmodern. Du mußt mehr mit der Zeit gehen. Ich an deiner Stelle würde eine Studie über den Bubitopf schreiben. Das liest man gern, weil es aktuell ist. Rührende Liebe, blonde Zöpfe, edle Jünglinge — das ist nicht aktuell, sondern langweilig."

Ich sah das ein, bat Eva um genaue Einzelheiten, sagte „Gnädigste Gott!" und schrieb zu Hause eine Abhandlung über den Bubitopf. Ich beschrieb seine Entwicklung, legte den Unterschied zwischen ihm und dem Bagentopf dar und erwähnte seine neueste Abart, den „firl". Es war ein schöner Artikel, und ich hatte schon 32 Zeilen geschrieben, als mein Freund Egon kam, Egon, der bekannte Fußballtreter.

Er schenkte sich mit schöner Selbstverständlichkeit einen Kognak ein, suchte mit Kennerblick meine beste Zigarre heraus und fragte adnerhaft: „Was schreibst du?" Ich erzählte ihm etwas vom „firl". Egon schenkte sich einen zweiten Kognak ein und sagte: „Unsinn! Das ist langweilig! Du solltest etwas über den Sport schreiben. Jeder treibt heute irgend einen Sport, jeder interessiert sich dafür, jeder liest gern etwas darüber. Sport ist das zeitgemäße aller Dinge."

Das leuchtete mir ein. Ich ließ mir von Egon aus dem Sportleben erzählen, sagte ihm: „Rauche diese Zigarre unterwegs!" und schrieb einen Artikel über den Sport. Ich nannte Dora Mensendieck und Leutnant Müller. Aber Souven schrieb ich acht Sätze, über Helen Wills sogar zehn, und Tad Dempsey beschrieb ich so genau, als hätte er mir schon einmal einen Badenzahn ausgeschlagen. Eben wollte ich den Unterschied zwischen Rugby und Association klarlegen, da trat meine Tante Emma ein.

Tante Emma ist eine der bedeutendsten Kinobesucherinnen des Festlandes. Sie kam, um mich wegen der fünf Mark und dreißig Pfennig zu mahnen, die ich mir für den letzten Mastenball von ihr geliehen hatte. Ich ließ sie nicht erst zu Worte kommen, sondern las ihr schnell meinen Sportaufsatz vor. Als ich geendet hatte, sagte Tante Emma, nun wäre es ihr klar, warum ich niemals Geld hätte. Denn einen solchen langweiligen Artikel, für dessen Thema niemand Interesse hätte, würde natürlich keine Zeitung drucken. Sie wies mich auf das Gebiet des Kinos. Das Kino wäre das Sinnbild unserer Zeit. Ohne Kino wäre das Leben sinn- und zwecklos. Alle besuchten das Kino, vom Millionär bis zum Schriftsteller. Ich müßte über Film und Kino schreiben, wenn ich Erfolg haben wollte.

Dem konnte ich mich nicht verschließen. Ich verschuchte Tante Emma dadurch, daß ich sie um zehn Mark bat, und schrieb einen Aufsatz über den Film. Alta Nielsen, Harry Liedtke, Charlie und Harold und Rater Feltz — überhaupt alle Filmgrößen erwähnte ich. Ich verglich Paul Wegener mit Harry Keel (früher Piell), hob den „letzten Mann" in den Himmel und beschrieb Bruno Kastners Bügelfallen.

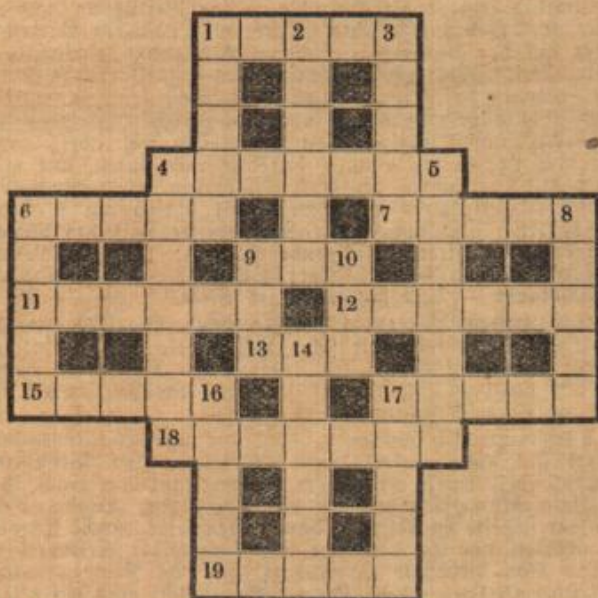
Am Abend besuchte mich Onkel Max, ein begeisterter Kinagasse. Er erwartete die Kinematographenbeter und

inspirierte mich durch Erzählungen aus seinem Leben zu einer Studie „Über die Psychologie des Frauenbeines“. Diese wieder erregte das Mißfallen meines Vaters, des wohnungsuchenden Bräutigams kümmerlich. Er veranlaßte mich zu einer Skizze über die Geschichte der Höhlenbewohner. Dagegen riet mein Kesse Hans — Radioempfänger von Beruf und nebenbei Primaner — zu einer Abhandlung über den Rundfunk. Ruffine Ellen aber drängte mich zu einem Aufsatz über moderne Tänze und steckte mir Blues und Charleston vor. Und alle bezeichneten ihr Thema als das einzig aktuelle, als das interessanteste und sensationellste. Schließlich verlor ich die Geduld und — schrieb diese Geschichte.

Als der Herr Redakteur sie las, meinte er, ich sollte überhaupt nicht schreiben. . .

Nun reden Sie!

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Kleinste Teile Schmutz. 4. Kinder-Spielzeug. 6. Verrückter. 7. Erbsen. 9. Starker Bindfaden. 11. Frucht. 12. Männername. 13. Vereinigung. 15. Stadt in Pommern. 17. Teil des Wagens. 18. Fußboden. 19. General Napoleons I. und König von Neapel. — Senkrecht: 1. Leibesübung. 2. Erdteil. 3. Heiliges Buch. 4. Steinartiges Gewächs auf dem Meeresboden. 5. Berühmter deutscher Maler (gest.). 6. Raubtier. 8. Trinkgefäß. 9. Getränk. 10. Die bekannte Kreuzworträtsel-Frau aus den Ribbungen. 14. Deutscher Dichter, gleichzeitig der Name eines bekannten Konversationslexikons. 16. Geistliches Gedicht. 17. Edelstein.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 58: Wagerecht: 1. Kif. 4. Imperator. 8. Ebene. 9. Arie. 11. Eins. 13. Eian. 15. Late. 17. Lid. 18. Uhu. 19. Uni. 20. Rein. 22. Glah. 23. Noah. 25. Rein. 26. Sauer. 28. Rosamunde. 29. Gen. — Senkrecht: 1. Rebe. 2. Fre. 3. Bang. 4. Italiener. 5. Pein. 6. Teil. 7. Rosinante. 10. Radio. 12. (St.) Pauli. 13. Elm. 14. Ehe. 16. Eis. 21. Raß. 22. Gern. 24. Saag. 25. Reun. 27. Ume.

Welt u. Wissen

Das hartnäckige Schneeglöckchen. Während die meisten Blumen sich in der Kultur beeinflussen lassen, so daß man sie unter besonderen Verhältnissen früher oder später zum Blühen bringen kann, sind alle Versuche beim Schneeglöckchen gescheitert. Das Pflänzchen mit seinen hübschen weißen Blüten hat seinen eigenen Willen und setzt ihn auch durch. Einer Verwechslung durch die Wärme ist es ganz und gar nicht zugänglich. Ein Botaniker gab sich zehn Jahre lang die größte Mühe, das Schneeglöckchen dahin zu bringen, daß es früher blühe als in der freien Natur. Zu allen Jahreszeiten tat er Zwiebeln in die Erde. Bald wurden sie im hellen Raum aufbewahrt, bald im dunkeln; einmal hielt er sie trocken, ein andermal feucht; heute warm, morgen kalt. Er scheute die Mühe nicht, die Töpfe täglich im Gewächshaus mit Eis zu umgeben, damit die Wurzeln kühl, die jungen hervorprossenden Blätter wärmer seien. Es half nichts. Auch als er im Gewächshaus genau dieselbe Temperatur herstellte wie im Freien, wurde das Schneeglöckchen nur noch störrischer, denn nun blühte die Pflanze im Freien früher und schöner als im Gewächshaus. Unter normalen Verhältnissen ist das Schneeglöckchen schon im Oktober in der Zwiebel vollkommen entwickelt, so daß es sich nur mit seinem Stiele über die Erde zu erheben braucht. Aber es will nicht: es bleibt hartnäckig unter der Erde, bis der Frühling wirklich anpocht.

Tropenvögel legen wenig Eier. (Sie haben nicht Zeit genug.) Jeder Vogelfenner, der die Tropen bereist, macht die Beobachtung, daß die Eierzahl in den Gelegen der Tropenvögel viel kleiner ist als die der Vögel, die die gemäßigten Zone bewohnen. Das klingt nun zunächst ganz unverständlich, da der tropische Vogel sicher nicht unter schlechteren Lebensbedingungen seine Eier produziert als der Vogel der gemäßigten Zone; doch hat Hesse in jüngster Zeit eine sehr einleuchtende Erklärung für diese Erscheinung gegeben. Nach seiner in den „Ornithologischen Monatsheften“ mitgeteilten Darlegung ist der Grund der geringeren Eierproduktion der Tropenvögel in der verschiedenen Tageslänge der Länder zu suchen, was so zu verstehen ist, daß der Tropenvogel für den Vogel verhältnismäßig kurz ist, weil in der heißesten Mittagszeit gewöhnlich zwei bis drei Stunden für die Nahrungssuche verloren gehen. Für die Versorgung des Futters, das er für seine Jungen benötigt, bleiben dem Tropenvogel also nur acht bis neun Stunden täglich, und in dieser Zeit könnte er eine so zahlreiche Brut, wie sie der Vogel der gemäßigten Zone, dem der ganze Tag unbeschränkt zur Futtersuche zur Verfügung steht, nicht mit Futter versehen.

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolph Linzer.

VI.

Im wesentlichen hat Christian Ludwig Bigelius in seinem ersten Brief den auf Nachrichten wartenden Vater in Wiesbaden von seinem Ergehen in Gießen, von seinem Studium, den Vorlesungen und den Professoren unterrichten wollen, wie das fast durchweg der Zweck seiner nicht allzu zahlreichen Schreiben ist; gelegentlich aber hören wir doch etwas, was außerhalb dieses mehr persönlichen Rahmens steht und von allgemeinerem geschichtlichem oder kulturgeschichtlichem Interesse ist. Dahin gehört auch das Bild, das er vielleicht nur ganz zufällig geschaut hat; möglicherweise freilich war der Durchmarsch seiner Kompanie aber doch ein Ereignis für die kleine Universität, das vorher bekannt geworden war und nun die Aufmerksamkeit insbesondere der akademischen Jugend auf sich zog. Er schreibt also in jenem Brief vom 31. Oktober: „Heute kam auch eine Compagnie Hanauer Truppen aus Amerika hier durch; sie sahen noch

recht gut aus. Etlliche Studenten fanden unter den Offizieren noch einige Verwandten und Bekannte, die sie anfangs nicht gleich erkannten, weil sie dieselben längst für tot hielten, besonders war es ein rührender Anblick, wie ein Student seinen Bruder wiederfand; schon 2 Jahre hatte dieser falsche Nachricht von seinem Tode. Er konnte gar nicht mehr von ihm kommen, sondern begleitete ihn bis auf das nächste Ort, wo sie die Nacht Quartier hielten.“

Der acht Quartetten lange Brief schließt mit dem ganz modernen anmutenden Satz: „Es fällt mir jetzt weiter nichts mehr ein, das ich Ihnen schreiben könnte“, und dann lautet die Schlussformel: „Leben Sie also recht wohl, die Mama und Schwestern grüßen ich vielmals und bin ewig Ihres lieben Papa gehorsamster Sohn L. C. Bigelius.“

Doch war dieser erste Brief noch nicht weg, als Louis Bigelius den zweiten, vom 29. Oktober datierten Brief des Vaters erhielt. Er beeilte sich, schon am nächsten Tage, Sonntag, den 2. November, die ihm vom Vater übersandten Empfehlungs schreiben des Regierungspräsidenten Frhrn. v. Krufe den Adressaten zu überreichen; diese waren Prof. Boehm, den wir bereits kennen gelernt haben als den Vertreter der Mathematik, Logik und Metaphysik sowie als

Bibliotheksdirektor, und der Rechtsprofessor Johann Christoph Koch¹⁾, der seit Oktober 1782 auch Kanzler der Universität war. Während Boehm den jungen Vigelius sehr freundlich empfing, ließ sich Koch „ein wenig merken, daß er sich nicht sehr viel aus dieser recommendation mache, erkundigte sich nach allerlei Dingen, warum der Fürst wohl nach Paris gereist sei, und was Herr Präsident sonst mache. Zuletzt klopfte er mir auf die Schulter und sagte: Lieber, wenn ich Ihnen was dienen kann, so kommen Sie nur zu mir.“ Der Sohn berichtet sodann über seine Studien; auch die Vorlesung über römische Altertümer bei Schmidt war nicht zustande gekommen, während die über die Institutionen des römischen Rechts ihn lebhaft interessierten, für deren häusliche Wiederholung der Vater ihm ein offenbar von ihm seinerzeit gebrauchtes Lehrbuch mitgegeben hatte. Der französische Unterricht bei dem Rektor Chastel²⁾ scheint ihn deshalb nicht recht befriedigt zu haben, weil die beiden anderen Teilnehmer, Goedeck und Siefertorn, ihm an Kenntnissen nicht überlegen waren; er hoffte, bei Beginn des nächsten Semesters in einen Zirkel von geübteren Herren eintreten zu können, bemerkte aber, daß im allgemeinen eigentlich die französische Sprache von den Studierenden viel eifriger betrieben werden könnte. Er scheint sich auch für Italienisch interessiert zu haben, aber Chastel gab darin keinen Unterricht; er hätte sich damit an Professor Roester wenden müssen, den ordentlichen Professor für Geschichte und Kameralwissenschaften, der, aus dem Rheinbessischen stammend, ursprünglich Theolog und als solcher Prorektor des Gymnasiums in Weiburg sowie Pfarrer daselbst gewesen, dann 1773 nach Gießen berufen worden war — ein Mann also von sehr vielseitiger Bildung und umfassendem Wissen. — Viel Freude hatte Louis Vigelius an der Musik, und es ist nur zu bedauern, daß wir gar nichts über das erfahren, was er auf dem Klavier und auf der Violine spielte; wir hören, daß er mit dem Klavier, das er sich gleich in den ersten Tagen seines Gießener Aufenthalts noch in Anwesenheit des Vaters gemietet hatte, nicht zufrieden war — „es ist nicht viel daran und hat keinen stärkeren Ton als dasjenige, welches ich in Idstein hatte“. — Er wandte sich deshalb an einen Orgelmacher, um ein Pantelon³⁾ leihweise zu bekommen, aber es war keines mehr vorrätig und erst für Ende des Semesters konnte ihm ein solches Instrument in Aussicht gestellt werden. — Es scheint damals Brauch gewesen zu sein, daß der Musiklehrer seinen Schülern die Noten, die sie spielen sollten, eigenhändig abschrieb, von Breitenstein berichtet nämlich Vigelius als Ausnahme: „er schreibt seinen Schülern keine Noten, sondern diese muß man sich alle entweder selbst abschreiben oder von jemand anders schreiben lassen.“

Es war für den jungen Studenten offenbar nicht ganz leicht, passende Bekanntschaften in den Kreisen der Kommissionen zu machen; allerdings mußte er damit ja sehr vorsichtig sein, wie es die väterliche Anweisung ausdrücklich verlangte. Die beiden Teilnehmer an dem französischen Sprachkursus scheinen ihm auch persönlich nicht ungeliebt zu haben, denn ins Stammbuch, das mehrfach sogar von flüchtigen Eintagsbekanntschaften Einzeichnungen aufweist, haben sie sich nicht eingetragen und ebenso wohl Vigelius in das ihre, denn in der Schule wie auf der Universität wurden die Stammbücher ausgetauscht. Bei Tisch aßen im Wirtshaus mit Vigelius zusammen der alte Graf von Solms-Laubach mit seinen beiden ältesten Söhnen und deren Hofmeister, liebenswürdige sympathische Menschen, aber doch

nicht zum kameradschaftlichen Verkehr mit einem Bürgerlichen geeignet — das kann und muß man wohl annehmen, wiewohl Vigelius nur von dem zweiten Sohn bemerkt, daß er recht hochmütig sei. Nahe lag natürlich ein kameradschaftlicher Verkehr mit Verwandten, wenn sie sonst den vom Vater gestellten Anforderungen entsprachen. Da war z. B. ein Vetter Sell, den Vigelius noch vom Gymnasium in Idstein her kannte, wo er allerdings drei Jahre vor ihm abgegangen war. Es wird Georg Friedrich sein, der sich im Februar 1784 ins Stammbuch eingetragen hat mit dem Spruch: „Wiedermuth muß uns erheben — Nur ein edles Herz macht groß“; das Schulprogramm vom Herbst 1780 nennt ihn und offenbar seinen Bruder Johann Georg Philipp Sell, beide aus Klingelbach im Hesse-Darmstädtischen (in der Niedergraffschaft Rabensteinbogen), als Abiturienten. Sell war Student der Rechte und bereits seit Ostern 1781 in Gießen; von ihm konnte Vigelius manchen Vorteil haben, weshalb ihn offenbar der Vater an ihn verwiesen hat. Ludwig trat auch alsbald mit ihm in Verbindung und fand Gefallen an ihm; auch Sell war musikalisch, spielte auf Klavier und stellte dem jüngeren Vetter bereitwillig seine zahlreichen Noten zur Verfügung, wovon dieser gern Gebrauch machte. Dann war noch ein Namensvetter auf der Universität, Johann Wilhelm (?) Vigelius, dessen Vater Pfarrer in Grainfelden im Darmstädtischen war, damals hatte ihn Ludwig noch nicht kennen gelernt, wohl aber allgemein Gutes über ihn gehört und „daß er ein recht braver und ordentlicher Mensch sei“; also ganz nach dem Herzen des Vaters, daneben auch Jurist, wie wir seiner mit zierlichsten deutschen Buchstaben wie gestochenen Stammbucheintragung entnehmen. Er schrieb am 3. September 1784, also am Ende der Gießener Zeit des Wiesbadener Kommilitonen, folgende Sentenz: „Ist das Leben nicht ein Traum — flüchtiger Gefühle? — Ausgelaufen bin ich kaum — Und bin schon am Ziele.“

Die Anwesenheit eines zweiten Stud. Vigelius brachte die Unannehmlichkeit mit sich, daß Briefe an die falsche Adresse kamen; deshalb bat Ludwig den Vater, er möge auf den weiteren Schreiben sein Logis angeben, damit es nicht zu Verwechslungen komme.

Diesem zweiten Gießener Brief, der vom 20. November datiert ist, legte Ludwig ein Schreiben für Präsident v. Krufe bei, worin er diesem seinen Dank aussprach für die Empfehlungsschreiben an die Professoren Boehm und Koch; er siegelte es nicht zu, damit der Vater davon Kenntnis nehmen und es dann an den Empfänger weitergeben könne. Von Professor Schnaubert und von Regierungsrat Buff übermittelte er dem Vater Grüße; Buff muß ein alter Bekannter des Regierungsrats Vigelius gewesen sein, denn er hatte ihm bei seiner kurzen Anwesenheit in Gießen mit dem Sohn einen Besuch gemacht.

• Eine sonderbare Blüte des Aberglaubens. Das nassau-siegenische Kirchengregiment schrieb am 30. April 1715 an die Untertanen: Demnach künftigen Freitag, als dem 3. Mai, eine extraordinäre Sonnenfinsternis eintreten wird, von dergleichen die betrübte Erfahrung gelehrt, daß solche sehr schädliche Luft und Dünste mit sich führt, wodurch zu mehrerenmalen besonders unter dem weiden Vieh schwere Seuchen und großes Sterben verursacht und der Landmann in großen Schaden gesetzt worden ist. Also haben unsers anädigsten Fürsten und Herrn Durchlaucht aus landesväterlicher Vorsorge, um allem Unheil und Schaden vorzubeugen, uns aufgegeben, euch anzuweisen, daß an dem ganzen Tag ein jeder sein Vieh in den Ställen zu halten hat, und daß kein Vieh es wagen darf, solches auszutreiben, wonach sich also zu richten ist.

Goethe bei Stein in Nassau 1815. Im Jahre 1815 weilte Goethe in Nassau an der Lahn, wo er im „Gasthaus zur Krone“ abgestiegen war. Raum hatte Erbr. vom Stein vernommen, daß der große Olympier angekommen sei, so begab er sich in den Gasthof und holte den Dichtersfürsten ins Schloß ab. In eifrigem Gespräch miteinander wanderten die beiden Alten dem Schloße zu, wo sich Goethe gegen alle sehr liebenswürdig und freundlich zeigte. Stein, der wohl wußte, wie Goethe über Napoleon dachte, hielt sich zurück und wagte nicht, das Gespräch auf die Politik zu lenken, und so nahm dann die Zukunft einen ruhigen und befriedigenden Verlauf. Des andern Tages ließ Stein anspannen und fuhr mit Goethe nach Köln, wo sie den Dom besuchten. Dort traf auch Ernst Moritz Arndt mit ihnen zusammen. Ihn rief Stein beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Nur nichts Politisches! Das mag er nicht. Wir können ihn da freilich nicht loben; aber er ist uns doch zu groß.“

¹⁾ Koch war 1732 in Mengerskirchen im Waldeckischen geboren, hatte in Jena studiert, promoviert und sich habilitiert, war mit 26 Jahren als ordentlicher Professor nach Gießen gekommen, wo er Hofrat, Syndikus, Prokanzler, Geheimrat und 1782 Kanzler wurde; er starb dort 1808.

²⁾ Franz Thomas Chastel war 1750 in Pierrefitte in Frankreich geboren, studierte in Straßburg Philologie, in Mainz die Rechte, wurde 1773 dort Stadtsprachmeister, seit 1775 Sprachmeister, seit 1779 Rektor, seit 1797 außerordentl. Professor des Französischen an der Universität Gießen; gest. 1815. (Chronik der Universität Gießen, 1907.)

³⁾ Pantelon: ein Klavier mit Hammerschlag von oben oder auch ein sog. Gitarrenklavier, bei dem die Saiten, wie bei der Zither, senkrecht verlaufen und der Resonanzboden aufrecht stand. Der Name rührt von dem Instrumentenbauer Pantaleon Hebenstreit (1669 bis 1750) her, der ein eigentümliches Instrument erfunden hatte, das sog. Hackbrett, ein Saiteninstrument, das mit zwei Hämmerchen gespielt wurde; Ludwig XIV. hat dem Instrument den Namen des Erfinders Pantaleon beigelegt. Als das „Hackbrett“ aus der Mode kam, ging der Name Pantaleon, Pantalon, Pantelon auf vorstehend bezeichnete Klaviergattungen über. (Nach freundlichen Angaben des Organisten Herrn Friedrich Petersen.)